

# Zum 1. August

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1944-1945)**

Heft 21

PDF erstellt am: **23.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-672191>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zum 1. August

Von Ernst Eschmann

Es ist das erste Mal, daß wir nach bangen, furchtbaren Kriegsjahren am 1. August in Europa wieder Waffenruhe haben. Frieden dürfen wir noch nicht sagen. Soviel unabgeklärte Verhältnisse liegen in allen Ländern noch vor, so sehr stehen wir noch unter den furchtbaren Ereignissen der jüngsten Zeit, so unsicher ist der Boden überall, er wankt noch, und der Bau der Länder und die Bindung an den Grenzen hat so wenig Halt, daß man überall spürt: Der Vulkan ist noch nicht zur Ruhe gekommen.

Aber eine große Tatsache für uns Schweizer bleibt bestehen: Unsere Heimat ist im ganzen heil davongekommen. Unsere Häuser stehen noch, unsere Fluren sind nicht vernichtet. Unsere Grenzen sind unverfehrt, und frei sind wir geblieben, und keine fremde Macht hat den Fuß auf unsern Rücken gesetzt.

Ein Wunder hat sich ereignet. Andere neutrale Länder sind in den Strudel hineingerissen worden. Sie wurden überfallen, ihre Heime und Saaten wurden vernichtet, die Menschen wurden außer Landes verschleppt ohne zu wissen, was für ein Schicksal ihre Nächsten erlitten.

Wohl haben wir auch die Wirkung des Krieges gespürt. Die donnernden Bomber sind jederzeit, ohne unsern Luftraum zu respektieren, über uns hingefahren, und ein paamal haben sie ihre Tod und Zerstörung bringenden Lasten über unsern Dörfern und Städten fallen gelassen. Es gab Opfer, Brandstätten rauchten, und Trümmer blieben zurück. Und doch ist alles kaum der Rede wert, wenn wir an die vernichteten Millionenstädte denken, an das unsägliche Elend zu Wasser und zu Lande, an die Schicksale der Flüchtlinge und an die Bilder aus den Konzentrationslagern, die uns die Zeitungen und die grauenvollen Filmstreifen gezeigt haben.

Ein mächtiges Dankgefühl ist es, das uns heute erfüllt. Dank der Vorsehung, die uns vor dem Furchtbarsten bewahrt hat, Dank den obersten Landesbehörden, die es verstanden haben, unser Schiff durch alle Gefahren zu steuern, Dank unsern Soldaten und Offizieren und dem Ge-

neral, die so viel Zeit und Kraft und guten Willen aufgebracht haben, daß wir hinter der Front unserer gewohnten Arbeit nachgehen und hinter den Tisch sitzen konnten. Er blieb ja immer noch reichlich gedeckt, und die Einschränkungen standen in keinem Verhältnis zu den Entbehrungen, die in den kriegsführenden Großstädten Platz griffen.

Unsere Dankgefühle sollen uns zu guten Taten anspornen. Das Rote Kreuz hat schon viel getan. Die Sammlungen in den Dörfern, Gemeinden, Vereinen und Familien werden versuchen, die Not zu lindern. Flüchtlinge kommen zu uns. Kinder ausgebombter Schweizer und Ausländer werden in unsern Familien aufgenommen. Sie erholen sich nach den furchtbaren Nächten, die sie im Ausland in den Luftschuttkellern verbracht haben. Ein Färblein steigt wieder in ihre Wangen, etwas Freude in die Augen, und die Glieder, die oft nur noch Haut und Knochen waren, bekommen wieder Fülle und Rundung.

Wir wollen es an Hilfe nicht fehlen lassen.

Wir wollen wieder etwas zufriedener und anspruchsloser werden im Gedanken an die unerhörte Zeit, die wir hinter uns haben.

Wir wissen jetzt, daß es nichts abträgt, den Bogen zu überspannen. Ein rechter Wille tut Not; aber er soll nicht die Sterne vom Himmel reißen wollen. Unser Nachbar soll leben wie wir, und alle dürfen wir in gleichem Maße der Sonne teilhaftig werden.

Auf den Waffenstillstand soll ein Friede kommen, und Ruhe wollen wir wieder genießen in der Welt, eine Ruhe, in der jeder sich seiner Arbeit widmen kann, in der er sich seines Lebens freut.

Dazu müssen die Länder zusammenstehen.

Wackere Menschen huldigen solchen Plänen, und unser Schicksal hängt davon ab, ob sie von Tausenden, von Hunderttausenden, von Millionen Menschen aufgenommen werden, von Kleinen und Großen, von Vertretern aller Länder.

Unsere Hoffnungen wollen wir vorerst nicht ins



Unermessene steigen lassen. Wir wissen, wieviel Schutt zuerst aus dem Wege geräumt werden muß, wieviel Zündstoff noch herum liegt und die Hydra der Macht noch nicht überall erschlagen ist.

Aber unser hehrstes Ziel: eine immer schönere Menschlichkeit anzustreben, zu schaffen, zu lieben, zu leben und leben zu lassen, dem Frieden zu

dienen und allen guten Werken, die von aufbauendem Geiste erfüllt sind, dieses Ziel wollen und dürfen wir nie aus dem Auge lassen.

Wer jene Hoffnung gab verloren

Und bösslich sie verloren gab,

Der wäre besser ungeboren:

Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Gottfried Keller

## Fahrt ins Welschland

Von Ernst Eschmann

Während des Krieges haben die reiselustigen Schweizer immer wieder bedauert, daß ihnen das Ausland auf Jahre hinaus verschlossen war und wohl noch für einige Zeit verschlossen bleibt. Dieser Umstand barg auch einen Glücksfall in sich. Bei Anlaß einer Kreuz- und Quersfahrt im Welschland ist er mir wieder deutlich zum Bewußtsein gekommen: Besitzen wir nicht in unserer Heimat noch unendlich viele Winkel, die eines Besuches wert sind? Und wir mögen fünfzig und sechzig und siebzig Jahre alt werden, wir kommen selbst beim größten Reisleiß nicht überall herum, und es bleibt uns immer wieder etwas Neues zu entdecken.

Und besondere Gedanken nahm ich mit auf den Weg: ich hatte just ein aufschlußreiches, ja geradezu fesselndes Werk aus der Hand gelegt: Goethes Schweizer-Reisen von Wilhelm Bode. Da kam man aus dem Staunen nicht heraus. Wie der anfänglich noch ungeübte Wanderer sich die Schweizer Städte, die Täler und Berge, die Seen und Pässe eroberte, marschierend, in einer Kutsche, reitend und keine Strapaze scheuend, wie auch sein herzoglicher Begleiter, Karl August, anno 1779, auf harten Lagern sich niederstreckte und mit kärglichen Mahlzeiten sich zufrieden gab, wenn nicht just ein komfortables Wirtshaus die unternehmungslustigen Reisenden am Abend zu Rast und Speise aufnahm! Und ins gleiche Werk versunken, fiel mir ein, wie bequem wir geworden sind, wie die Erfindungen der Dampfschiffe und Eisenbahnen uns verwöhnt haben, wie sie uns heute an einem Tage beschere-  
ren, was den Fremdlingen noch am Ausgang des

18. Jahrhunderts erst in Wochen mühsamer Touren zuteil ward. Dafür aber reisten sie wesentlich. Wir werden, durch die Fülle des Geschauten verführt, oberflächlich, und lassen uns gar manches entgehen. Alle Achtung vor der Reisearbeit eines Goethe, der immer mit gezücktem Stifte bereit ist, bemerkenswerte Beobachtungen zu notieren, Wolken zu beschreiben, Formationen der Berge, auf die Sprache des Volkes zu achten, Baustile festzuhalten und lokale Besonderheiten, und wenn ein Ziel erreicht ist, werden Briefe mit ausführlichen Schilderungen nach Hause geschrieben. Kunst, Natur, Kirchen und Menschen, Launen der Witterung und historische Reminiszenzen werden eingeflochten. Zuletzt bleibt eine lebendige Erinnerung zurück, die haftet, während unsere gegenwärtigen Reisen leider und zumeist an uns vorüberhuschen wie ein Filmstreifen, der allzurash verflattert.

So versuchte ich, im alten Stile zu reisen, offen allen Erscheinungen, guten Willens, so viel als möglich wie die Bienen zu sammeln und von allem etwas zu bemerken und mitzunehmen. Und mehrmals kreuzte ich auch den Weg Goethes, in Biel, Murten und Payerne und verglich die neue Welt mit der guten alten Zeit. „Ce n'est plus le temps, ou Berthe filait“, hört man noch heute in Payerne und erinnert dabei an die sagenumspinnene Bertha von Schwaben, die Gemahlin König Rudolfs des II., die noch lange verbunden bleiben wird mit der herrlichen Stiftskirche zu Payerne, dem selten architektonischen Juwel, um dessentwillen das gemütliche Waadtländer Landstädtchen immer besucht werden wird.